

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

34 (1.5.1851)

Eine Familie in Nagy Etyed.

(Schluß.)

Lange lag das Mädchen bewußtlos. Der Schlag, der ihr Leben getroffen, war zu plötzlich gekommen. Die sonst so starke Mutter hatte weder für sich, noch für ihr Kind Trost; sie maß das Zimmer mit hastigen Schritten und bemerkte es nicht, daß ihr heiße Thränen die Wangen herabstießen. Anfangs verdrängte die augenblickliche Angst um die Tochter jedes andere Gefühl. Mit athemlosem Lauschen behorchte sie Flona's unruhige Athemzüge und beobachtete mit Zittern und Hoffnung die geringste ihrer Bewegungen, den leisesten Mienenzug, goß dann mit bebender Hand die stärksten Tropfen in den Löffel, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit jeden Tropfen zählend, und stößte sie, halb zwingend, halb entgegenkommend, den Lippen der Schlummern den ein. Als sie nun, wie minder Gebildete, oder heftig Bewegte pflegen, durch gewissenhafte Befolgung der ärztlichen Verordnungen ihrem Herzen Beruhigung gegeben, wachten wieder alle männlichen Gefühle in der Brust dieser starken Frau auf. Ihr weichgeweinendes Antlitz nahm wieder die starren Linien des Trostes und Hasses an, ihre Augen bohrten sich in die Dielen, als ob sie dort den Rächer suchten, und ihre Gedanken ergossen sich in einem bitteren lauten Selbstgespräche.

„Also, auch das muß ich Euch danken, daß Ihr mir das einzige liebe Kind an des Grabes Rand führt! Wo wird Eure Verfolgung stehen bleiben, wenn Euer gewaltthätiger Arm tief hineinreicht in die Familien, und unerbittlich selbst das Heiligste, die Mutterliebe angreift? Fluch Euch, tausendfacher Fluch, die Ihr ohne Gerechtigkeit seid, wie ohne Mitleid, die Ihr ganze Völker, wie einzelne schuldlose Familien Eurem Eigennutze erbarmungslos opfert. Was hat diese Euch gethan, dieser Engel, der sogar für den Feind Worte der Liebe hat, daß Ihr ihn dahintrafft, im Frühlinge des Lebens, was that ich Euch, die Mutter, die nur noch diese liebte und mein Vaterland? Ha, mein Vaterland! Da liegt das Verbrechen. Weil ich Ungarin bin, und dies schöne Land nächst ihr über Alles liebe, darum tödtet ihr sie. O Gott der Ungarn! Arpáds und Sz. Jitváns Gott, schleudere Deine Blitzstrahlen auf dies verworfene Räubergeschlecht, diese Walachen, und hilf Deinem Volke, daß es nicht untergehe stückweise durch seine Feinde. Wenn Du beschloßen hast, daß es sterbe, so vernichte es durch ein Erdbeben, auf daß auch der Feind mit ihm verderbe! Rette uns Ungarn, rette mein Kind!“

Der Gott der Magyaren beschloß wenigstens den letzten Theil ihrer Beschwörung zu erfüllen. Vielleicht weil ihn ihr Patriotismus rührte, vielleicht weil er die Pflicht fühlte, seinem Volke noch viel Gutes zu thun und große Gefühle zu schenken, bevor er es untergehen ließ. Das Kind der Szeklerin schlug die Augen auf und verlangte heftig, die Flüchtlinge zu sprechen. Zögernd gab die Mutter der Leidenschaft nach und führte die bleiche Tochter in das Vorzimmer.

Dort hatten sich die Flüchtlinge gelagert; auf dem Fußboden saßen die Kinder, in der Ecke lag auf Wagenstroh und Kissen ein alter ehrwürdiger Herr, es war Johann Szabó, der reformirte Pfarrer von Zalathna, neben ihm saß stöhnend ein verwundeter Mann, ein deutscher Bürger und Händler der unglücklichen Stadt; er dachte weniger an seine Wunde, einen Säbelhieb, der ihm den Arm aufgerissen hatte, als an die Schwäche des geistlichen Herrn neben ihm, dessen Hand er fest

in der Seinen hielt, als an das Elend, das er geschaut, und das Unheil, das sein Leben verwüstet hatte. Vereint mit den flüchtigen Frauen, welche stundenlang geschrien und geschluchzt hatten, aber jetzt mehr Thatkraft besaßen als die Männer, holte die Hausfrau für die Kinder warme Lächer und Brod, für die Männer Leinwand zum Verbinden und Wein. Allmählig kam Leben in die Augen und Glieder der Reisenden, der geistliche Herr drückte der Wirthin dankend die Hand und der verwundete Bürger fing an zu sprechen und berichtete, was ihm geschah.

Aus seinem Munde sei es hier mitgetheilt:

„Es gab eine Stadt, die hieß Zalathna. Sie war eine freundliche kleine Stadt. Es wohnten viele ehrliche Leute von allerhand Nationen darin. Eine derselben war die ungarische, die andere die deutsche, und die dritte die walachische. Eines Tages erhob sich die walachische Bürgerschaft, die mit ihren zahllosen Brüdern der Umgegend einen Bund gemacht, gegen die andern Bürger und beschloßen ihre Verderben. Da schwuren 300 ungarische und deutsche Männer einen dreifachen Schwur, der Verfassung treu zu seyn, das Palladium der Stadt, die ehrwürdige Nationalfahne nicht zu überliefern in des Feindes Hände, und sich und ihre Familien zu schützen bis zum letzten Lebenshauche. Die Frauen, Greise und Kinder beteten indessen alle in den Kirchen des Ortes um Hilfe. Einer der würdigen Bürger, Namens Remegyei, redete alsdann mit den Hauptlingen des Feindes, und sie versprachen mit heiligen Schwüren und aufgehobener Hände, ihre Mitbürger in der Stadt an Leib und Leben zu schützen. Aber die Nichtswürdigen brachen ihren Eid und riefen die unzähligen Schwärme ihres Stammes in die Stadt. Da befahlen sie den Ungarn und Deutschen, ihre Waffen abzulegen und die Fahne des Kaisers aufzupflanzen, der ihnen befohlen, alle seine Feinde zu entwaffnen und zu tödten. Und abermals schwuren sie, es solle dann den Wehrlosen kein Haar auf ihren Häuptern gekrümmt werden. Und abermals verletzten sie den Eid zur selben Stunde. Denn da die 300 Männer, die in der Hand von 30,000 waren, ihre Waffen, nicht ahnend so großen Frevel, hinlegten, begannen die Feinde zu morden und die Stadt auszulündern und anzuzünden. Die 300 aber ergriffen wieder ihre Gewehre und vertrieben den ehrlösen feigen Feind. Des feurigen Elementes Schnelligkeit nahm überhand, und nun flohen die Frauen, Kinder und Greise aus den Kirchen, wo der Prediger sie zum Vertrauen auf Gott ermahnt, und bezagen sich mit den Männern aus der brennenden Stadt und nahmen nichts mit sich, denn ihr Leben. Draußen warteten ihrer die Feinde, zahlreich wie der Sand am Meere, und Mord schnaubend wie reißende Thiere. Abermals — ach hätten sie's nicht gethan und lieber ihr Heil im verzweifeltsten Kampfe gesucht — übergaben sie dem immer näher herandrängenden Feinde ihre Wehr, das Leben der Weiber und Kinder zu retten, weil der Feind sie nicht anzutasten versprach, wenn sie ihm vertrauten. Einen Tag lang schleppte man mehr denn 1500 Menschen in Hunger und Kälte umher; rings scholl der Jubel der Verräther, die sich ihrer Opfer freuten. Als die Nacht herbeikam, befahl der Feind den Gefangenen, sich niederzulegen, still und ruhig auf das feuchte Erdreich, und versprach, ihr treuer Wächter zu seyn. Da nun der Tag graute, hießen die Walachen uns aufstehen und weiter wandern. Wie soll ich jetzt schildern, was geschah? Hätte ich die Junge des beredtesten Mannes, und wäre ein jedes meiner Worte ein spiziger Dolch —

ste würden zu arm seyn, um den grauenhaften Mord zu schildern, der geübt wurde, bei dem Orte, der Przeszaka heißt. Der Häuptling der Feinde rief Indulj! (Marsch.) Und also gleich stürzten Tausende und aber Tausende auf die wehrlosen Männer, Frauen, Kinder und Greise, und mordeten mit Lust jegliches lebendige Wesen, das nicht Walache hieß. Ich sah Blutströme sich dahinwälzen, und Menschen sich darinnen baden, ich sah zu Tigern gewordene Menschen mit Wollust ihre Speere umwenden in der Brust schwangerer Frauen, und auf den Spießen Kinder tragen — ich sah zu Wölfsinnen gewordene Weiber mit dem Messer die unreife Frucht aus dem Leibe der Mutter zerschneiden, und ihre Lust fühlen am ungeborenen Geschöpf. Schöne Jungfrauen und Weiber hörte ich Erbarmen rufen und jammern ihre Augen schließen, weil der Tod gnädiger war als die Menschen. Auch tapfere Männer gewahrte ich, die, ein Jeder mit Behn rangen und manchen der Feinde erlegten. Wie eine längst vergangene Nacht und doch so hell und klar, steht, was auf jener Wiese geschehen, vor meinem Geiste, und mich selbst nur sehe ich wie einen Mann im Nebel, der einem Böswicht das Gewehr entreißt, und zwei Männer niederschmettert, und dann in eiligem Laufe sich durchschlägt durch das Gedränge der Räuber und nach langem Kampfe und Laufe die Freiheit gewinnt.

Eine Viertelstunde von der Blutstätte traf ich diese hier in schneller Flucht, sie nahmen mich auf und haben mich hierher gebracht.

Das hat sich mir nur eingebohrt und will nicht weg von den Augen; wo ich gehe und stehe, überall — selbst unter Gottes Himmel, bei guten Menschen sehe ich die Mörder und sehe die Opfer und die brennende Stadt und die jammernden, fliehenden, entsetzten Menschen.

Die Hörer saßen starr, auf den Lippen des Mädchens erstarrte die Frage nach Penteki Dedön, ihrem Verlobten. Da schlug draussen ein Pferdehuf an die Steine, und eines Mannes Tritts klang auf der Hausflur. Er war es selbst. „Er kommt, er kommt“, rief das Mädchen heftig, riß an der Thüre und flog in seine Arme.

Er war zu seinem Freunde geritten, Hülfe für die Stadt zu holen, und war so der furchtbaren Catastrophe entronnen. Aber über die Brandstätte der zerstörten Stadt war er gesprengt, und vor dem Hause hatte er gehalten, in welches er seine Verlobte heimzuführen wollte, er fand einen Haufen Trümmer. Vor den verkohlten Balken hatte sein Pferd geschaut und er war wie ein Verfluchter fortgejagt von der Unglücksstätte, in unbestimmter Angst um seine Geliebten. Jetzt saß er lautlos in dem Lehnstuhl und starrte in einen Winkel des Zimmers, bis die Matrone vor ihn trat und mit ihrer tiefstöhnenden Stimme, seine Hand erfassend, frug: „Kommst Du aus dem Grabe, Dedön? Bist Du nur der ruhelose Schatten meines Sohnes? Oder haben sie Dir den Verstand verwirrt? So rede doch! Ich bin Frau Mariška, ich bin eine Szeklerin und die da sind alte Freunde. — Rede doch, mein Sohn, Du bist jetzt unter Christenmenschen.“ — Dedön hielt ihre Hand fest und sagte tonlos: „Ich denke an Rache!“

* Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Nro. XV.

Kingston im Staat Tennessee, den 28. Sept. 1850.

Liebe Eltern und Geschwister!

Ihr seht schon am Postzeichen dieses Briefes, daß ich nicht mehr in NewYork bin. Euer Brief vom 18. Juli traf mich noch dort, den andern aber, den mir die Engländerin bringen sollte, habe ich bis heute nicht erhalten, doch habe ich in NewYork Vorsorge getroffen, daß mir die an mich einlaufenden Briefe nachgeschickt werden. Mein zweiter Brief, der verloren ging, enthielt eine Beschreibung von NewYork. Vor Allem

muß ich Euch nun mittheilen, was ich seit meinem letzten Schreiben vom 14. Juli erlebt habe und wo ich jetzt bin. So lange ich noch in NewYork war, arbeitete ich noch in Novelty iron works, wo es mir in der letzten Zeit ganz gut ging. Die Spöttereien der Amerikaner und Irländer hörten nach und nach auf, je mehr ich der englischen Sprache mächtig wurde. Die Hitze aber fühlte ich gegen Ende Juli sehr stark; 14 Tage lang war es sehr heiß, bei Tag und Nacht, so zwar, daß ich, wie viele andere, auf dem ganzen Leib eine Art Ausschlag in der Form kleiner Wasserblasen bekam, der aber durch öfteres Baden im Seewasser bald wieder verging und mich von der Arbeit nicht abhielt. Dazu kam bei Nacht noch die Plage einer Unzahl von Muskitos (Stechfliegen). Ich schrieb Euch schon und Ihr wißt von früher, daß ich nicht sehr lange in NewYork zu bleiben im Sinne hatte; doch enthielt, so viel ich mich erinnere, mein letzter Brief nichts Bestimmtes über meine Abreise. Es war noch immer zweifelhaft, ob mich das Schicksal nach Californien oder Tennessee (sprich Tennesse) führen werde. Californien lag mir sehr im Sinn (und noch ist es nicht bestimmt aufgegeben) — nicht wegen des Goldes, sondern wegen der Aussicht auf die interessantesten Naturgenüsse. Es war mir Gelegenheit geboren, unter guten Bedingungen mit einem in Novelty-works neugebauten Dampfschiffe um Südamerika herum nach Californien zu schiffen. Auf dieser Reise wird in mehreren südamerikanischen Seestädten angehalten, und überdies hatte ich noch die Aussicht, als Ingenieur mit einem Dampfschiff, das erst gebaut wird, zwischen Californien und China zu fahren und so auch China kennen zu lernen, ein höchst merkwürdiges Land, von dem man bei Euch fast gar nichts erfährt. Die Abfahrt war aber in Novelty-works noch immer unbestimmt und schien sich in die Länge zu ziehen. Dann bot mir mein Freund N. in Kingston nebst freier Kost und Wohnung einen monatlichen Gehalt von 30 Dollars an, wenn ich als Maschinist zu ihm kommen wolle. Er rieth mir sehr ab von Californien, ohne mich jedoch überreden zu wollen, nach Tennessee zu kommen, wenn ich nicht selbst Lust hätte. Gewagt wäre immerhin etwas gewesen, denn ich hätte mich rein auf meine Gesundheit verlassen müssen, — im Fall einer Krankheit ist man in Californien sehr schlecht daran, wenn man kein Geld und keinen Freund hat. Was ich an Geld mitgebracht hätte, wäre in Californien kaum in Anschlag zu bringen, denn 20 Dollars gehen dort weg wie hier einer oder wie bei Euch ein Gulden, dagegen sind auch die Einnahmen dort enorm, wenn man gesund ist und arbeitet.

Indem ich noch ungeschlüssig war, was ich thun sollte, erhielt ich wieder einen Brief von N., worin er mir mittheilte, daß seine Eltern im September von Europa herüberkämen, und mich zugleich einlud, sie nach Tennessee zu begleiten, im Fall ich nicht lieber nach Californien ginge. Nun ließ ich vor der Hand den Californienplan fallen und beschloß, erst nach Tennessee zu gehen; ich bekam dazu um so mehr Lust, da mir dort im Kreise einer sehr lieben Familie die schönste Zukunft entgegenlachte. Sobald ich bestimmt erfahren hatte, daß meines Freundes Eltern und Geschwister mit dem Mailsteamer (Postdampfer) „Washington“ von Bremen her auf dem Wege seien, nahm ich Abschied von Novelty-ironworks; ich hatte noch Verschiedenes in NewYork zu besorgen und erwartete dann die Ankunft des Dampfschiffes am Hafen. Am 2. Sept., Morgens gegen 8 Uhr, gerade in dem Augenblick, wo ich an den Hafen kam, fuhr das majestätische Schiff herein. Es war einer der schönen sonnigen Herbstmorgens, wie man sie in dieser Gegend gewöhnt ist. Fast alle Passagiere waren auf dem Verdeck und musterten neugierig die Leute, welche ihnen am Ufer der neuen Welt entgegenkamen. Weil ich von Statur etwas niedrig bin, sprang ich auf einen Baumwollenballen, um mich den Ankommenden sichtbar zu machen. Bald entdeckte ich auch meines Freundes Familie und wurde zuerst bemerkt von dem jungen N., einem ehemaligen Schüler des nunmehr auch zerstörten Münchner Turnvereins; N.s Eltern kannten mich auch von München her und

freuten sich sehr, gleich einen Bekannten zu finden. Ich geleitete sie ins Shakespeare-Hotel und war von dieser Zeit an fast immer bei ihnen. Ich wünschte, daß ihr diese Familie kennen lernten, es sind recht liebe Leute; Ihr werdet in Zukunft wenigstens durch meine Briefe etwas näher mit ihnen bekannt werden.

Der beste und bequemste Weg von NewYork nach Kingston in Ost-Tennessee geht über Charleston in Süd-Karolina. Weil in NewYork gerade kein Dampfschiff für Charleston war, so reisten wir erst nach Philadelphia. Am 6. September, Freitag Abends 10 Uhr, lief das Dampfboot Kennebec von NewYork aus. Die Sonne war längst untergegangen, aber der tiefblaue Himmel mit Millionen von Sternen besät, tausend Lichter funkelten in der großen Weltstadt und gossen ihren röhlichen Widerschein in den aus der City aufsteigenden Dunst. Es war über ein halbes Jahr verlossen, seit ich NewYork zum ersten Mal gesehen. Damals war ich ganz fremd hier angekommen in dieser fremden Welt. Ich hatte keine überspannten Erwartungen mitgebracht und doch — wie viel anders habe ich alles gefunden, als ich damals gedacht. Es liegt so etwas eigenthümlich Beklemmendes darin, sich irgendwo ganz fremd zu fühlen, insbesondere wenn man nicht viel Geld in der Tasche hat in einer großen Stadt, wo man nichts umsonst bekommt. Und jetzt, wie heimisch ist mir NewYork geworden, wie manchen lieben Freund habe ich auch hier kennen gelernt. Es ist Zeit, daß ich von da fortkomme, denn von Tag zu Tag wurde mir der Aufenthalt angenehmer und je länger ich wartete, desto schwerer wurde mir der Abschied. Ihr wundert Euch vielleicht, daß ich von NewYork fortgehe, wenn es mir doch so gut gefällt. Jedes Ding hat aber seine Rehrseite. So angenehm die Gesellschaften waren, in welchen ich in NewYork bekannt wurde, so froh war ich doch auch immer, wenn ich Sonntags hinaus konnte aus der lärmenden Stadt in die freie Natur. Es wird einem oft ganz bange, wenn man stundenlang in der Stadt herumgeht und nichts steht als Straßen und Häuser. Ich achte und ehre Kunst und Industrie, aber wo sich geschäftige Menschen in so großer Masse zusammendrängen, da verliert sich mehr und mehr die Natur. Nicht bloß, daß Gras und Blumen dem Pflaster und Busch und Wald den Häusern weichen müssen, — der Mensch selbst verliert seine natürliche Schönheit, denn er ist viel zu schwach, seine eigene Natürlichkeit zu erhalten, wenn er sich abschließt von der großen Natur, mit der sein Wesen wohl inniger zusammenhängt, als er ahnt. Unter ähnlichen Gedanken und mit den schönsten Hoffnungen auf das künftige Landleben saß ich auf dem Verdeck des Dampfbootes Kennebec, umgeben von den Eltern und Geschwistern eines lieben Freundes. Das nächtlich beleuchtete NewYork war längst aus unsern Augen verschwunden, — wir waren in der kühlen Seeluft eingeschlafen, als um 12 Uhr der Kapitän uns erinnerte, daß es Zeit sei, ins Bett zu gehen. Den folgenden Tag hatten wir trübes Wetter, es hatte in der Nacht geregnet und wurde erst gegen Abend wieder heller. Wir fuhren an der Küste hin und hielten Nachmittags bei Capmay (einem Badeort) an. Abends bei Sonnenuntergang liefen wir in die Delawarebay ein und erreichten um 12 Uhr Nachts Philadelphia. So spät wollten wir in kein Gasthaus mehr gehen und blieben deshalb an Bord über Nacht. Die Schlafstellen (wir reisten in der Cajüte) sind auf beiden Seiten des Speisesaals in Fächern angebracht. Vor jedem Bett ist ein Vorhang, den man bei Nacht zusammenzieht. Ich habe sonst in der Gewohnheit, meine Brieftasche unter den Kopf zu legen, weil aber nur wenig Passagiere da waren und ich nichts Arges dachte, ließ ich die Brieftasche in der Seitentasche meiner wollenen Blouse und legte diese hinter mich ins Bett. Frühe, als ich erwachte, fiel mir auf, daß der Bettvorhang, den ich Abends geschlossen, geöffnet war, und zu meiner nicht geringen Bestürzung sah ich meine Brieftasche vor dem Bett auf dem Boden liegen. Schnell riß ich sie auf, aber mein Geld, zwischen 40—50 Dollars in Papier (etwa 115 fl.), war verschwunden. Im ersten Augenblick konnte ich gar nichts

denken, ich durchsuchte noch einmal die Brieftasche, aber umsonst. Nun eilte ich zum Kapitän und erzählte ihm die Geschichte. Er ging gleich hinunter, schloß die Thüre hinter sich zu und untersuchte, so gut er konnte. Außer einigen Passagieren, auf die ich aber nicht im geringsten Verdacht hatte, waren mehrere Schwarze (von der Dienerschaft) die Nacht über unten gewesen. Als der Capitän wieder hinauf kam, sagte er mir, daß er nichts gefunden, aber auf einen Schwarzen Verdacht habe, der schon sehr frühe das Schiff verlassen habe. Das Geld bestand größtentheils aus 2- und 3-Dollars-Noten, die leicht auszugeben sind. Unter solchen Umständen war weiter gar nichts zu machen. Alles, was ich noch hatte, war 12 Dollars in Papier und einige Schillinge, was ich in einer kleinen Geldtasche trug. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich keine andere Wahl gehabt, als in Philadelphia Arbeit zu suchen oder nach NewYork zurückzufahren; so aber legten die Eltern meines Freundes das Reise-geld bis Kingston für mich aus. Dieser Verlust wäre mir ziemlich gleichgültig gewesen, wenn er mich allein getroffen hätte; so aber muß auch E. wieder länger warten, bis ich ihm das seinige wieder zurückbezahlen kann. (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Erfindungen.

(Schluß.)

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte ein berühmter holländischer Mathematiker, Christian Huyghens, die wichtige Erfindung der Pendel oder Perpendikel, wodurch die großen Uhren viel mehr Gleichförmigkeit, als ehedem, erhielten. Die erste Pendeluhr zeigte Huyghens im Jahre 1657 den Staaten von Holland.

Derselbe Mathematiker erfand auch eine wichtige Verbesserung an den Taschenuhren: nämlich die haardünne, mit der Unruhe und dem Gestelle der Uhr verbundene Spiralfeder, ein gar unscheinbares Ding, das aber durch seine Elasticität die Ungleichheiten des Räderwerks, in Beziehung auf den Gang der Uhr, aufhob. Die erste derartige Taschenuhr ließ Huyghens 1674 von einem berühmten Pariser Uhrmacher Turlet anfertigen.

Nun war der Grund gelegt, auf dem Andere fortbauen konnten, und eine Verbesserung folgte schnell der andern. Es würde zu viel Raum erfordern, um sie alle einzeln aufzuzählen. Nur der wichtigsten kann hier erwähnt werden.

Bergebens hatten fast ein Jahrhundert lang tüchtige Männer sich bemüht, sogenannte Längenuhren, Zeithalter oder Chronometer zu erfinden, welche den Schiffsfahrern dazu dienen sollten, den jedesmaligen Ort des Schiffes zu wissen, und vor gefährlichen Stellen zu bewahren. Erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gelang das dem Engländer John Harrison, solche Uhren herzustellen. Wie richtig diese Zeitmesser erschienen, kann man deutlich daraus erkennen, daß mehrere Regierungen Prämien auf eine solche Erfindung setzten. So bestimmte die englische Regierung dem Erfinder 20,000 Pfund Sterling, also etwa 140,000 Thaler.

John Harrison war eigentlich ein schlichter Zimmermann. Aber mechanisches Genie, hatte er durch sich selbst die Uhrmacherkunst gelernt, und es gelang seinen rastlosen Bemühungen, eine geographische Uhr herzustellen, welche die Bewunderung der geschicktesten Uhrmacher erweckte; dennoch genügte sie noch nicht vollkommen. Da arbeitete er aufs Neue, und nach dem unermüdblichsten Streben von fast vierzig Jahren errang er im Jahre 1764 den Preis. Da hatte man eine Uhr, woran ein Rad in das andere griff, woran keine veränderliche Reibung stattfand, auf die keine Temperaturveränderung schädlich einwirkte, ja die auch das Schwanken des Schiffes auf den sturmgepeitschten Wogen ertragen konnte.

Harrisons Name aber wird in der Geschichte der Mechanik für alle Zeiten glänzend dastehen.

Während die ersten Uhren mit Räderwerken so eingerichtet

waren, daß sie nur die Stunden zeigten, gab es schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sogenannte Tertienuhren, welche Sechzigtheile von Sekunden angaben; ihrer bedienten sich besonders Aerzte zur Zählung des Pulschlags, in neuerer Zeit brauchte man sie, um z. B. die Geschwindigkeit des Schalls, des fließenden Wassers damit zu messen. Deutsche zeichnen sich auch in Anfertigung solcher Uhren rühmlichst aus, wie der Regensburger Eimmart.

Von großem Nutzen, besonders zur Nachtzeit, war die Erfindung der Repetir- oder Wiederholungsuhr, welche der Engländer Barlow im Jahre 1676 machte, sein Landsmann Duare aber wesentlich verbesserte. Repetir- oder Wiederholungsuhr heißen sie deshalb, weil, wenn man ein Knöpfchen am Gehänge derselben in das Gehäuse hineindrückt, klingende Federn die Stunde und selbst Viertelstunde wiederholen in der man lebt.

Damit hatte man aber noch nicht genug: Man erfand Weckuhren mit Karmverrichtungen, um zu einer bestimmten Zeit zu wecken; Datumuhren, welche den Tag des Monats, Monatsuhren, welche den Monat, und Monduhren, welche den Mondwechsel anzeigen.

Endlich haben in neuester Zeit einige tüchtige Künstler sich eifrig damit beschäftigt, Uhren herzustellen, welche der elektrische Strom treibt; eine schwierige Aufgabe, die aber vielleicht gelöst werden wird, hat doch dieser Strom schon Wunderdinge verrichtet, wovon unsere Vorfahren keine Ahnung gehabt hatten; man denke an die elektro-magnetischen Telegraphen, durch die es möglich ward, in wenigen Minuten auf Hunderte von Meilen Mittheilungen zu machen.

Werfen wir nun einmal einen Blick auf die allerersten Anfänge des Zeitmessens, welches dadurch geschah, daß man beobachtete, ob die Sonne hoch am Himmel stand, oder sich herabzusinken schien, ein Messen, wodurch man nur die Einteilung des Tages in Morgen und Mittag bewerkstelligen konnte, und schau'n dann die Uhren unserer ersten Mechaniker an, auf denen man nicht nur Minuten, sondern den sechszigsten Theil einer Sekunde überseht, so erfaßt uns Bewunderung für den schaffenden menschlichen Geist, und dennoch wird man vielleicht nach Jahrhunderten unsere ausgezeichnetesten Uhren als etwas Unvollkommenes betrachten, denn es drängt den menschlichen Geist ja immer neuem Schaffen zu. A. W.

Miscelle.

X Als Beweis der Geistesgegenwart eines Russen mag folgende Thatsache sprechen. Bei der Aufstellung der riesigen Alexandersäule in St. Petersburg gerieth einer der Zimmerleute mit seinem Arm unter eine Walze und war in Gefahr, mit dem ganzen Körper unter dieselbe zu gerathen. Sein Nachbar zog sogleich sein Beil aus dem Gürtel, hieb ihm den Arm ab und sagte: „Nitschewo Brat!“ (es hat nichts zu bedeuten, Bruder!). Der Kaiser Nikolaus schenkte jedem fünfhundert Rubel, dem einen für sein Unglück, dem andern für seine Geistesgegenwart.

Maritäten-Käpfeleu.

© Als neulich bei einem um diese Jahreszeit ungewöhnlichen Gewitter der Blitz in den Kirchturm zu Hortenstein gefahren war, wurde Tags darauf ein Schulknabe von dem Lehrer gefragt: „Kannst du mir wohl sagen, woher die Gewitter eigentlich kommen?“ worauf derselbe antwortete: „Die Gewitter — die Gewitter — kommen aus meiner Großmutter ihren Knochen.“ — „Wa — was?“ entgegnete der Lehrer ganz erstaunt — „aus den Knochen deiner Großmutter?“ — „Ja wohl“, antwortete der Knabe mit vieler Zuversicht, „ganz gewiß! Denn wenn ein Gewitter gewesen ist, sagt sie allemal: das hat mir schon drei Tage lang in den Knochen gelegen.“

© Es gibt doch närrische Käuze in der Welt! Da hat ein Mann aus Marseille, Felix von Beaujour, auf dem Gottesacker Père la Chaise in Paris ein ungeheuer großes Grabmal für sich bauen lassen und eine Viertel Million darauf verwandt. Diese Ruhestätte bestimmte er aber nicht für sich allein; er hat vielmehr in seinem Testamente einer Anzahl Bekannter und Freunde das Recht vermacht, unentgeltlich mit unter jenem großen Grabmale beigelegt zu werden.

© Ein einfältiger Bauer brachte seinem Gutsherrn einen Korb mit Äpfeln zum Geschenk. Der Herr hatte draußen ein paar Affen, welche sich über den Korb hermachten und die besten Äpfel verzehrten. Den Rest brachte der Bauer der Herrschaft. „Warum habt Ihr nicht einen ganzen Korb voll von diesen Äpfeln gebracht, ich hätte sie Euch gern bezahlt!“ sagte der Gutsherr. „Ew. Gnaden verzeihen“, erwiderte der Bauer; „Ihre gnädigen Eöhne haben draußen bereits das Beste aufgezehrt.“

© Ein venetianischer Patrizier wollte einen als eifersüchtig auf seine Frau bekannten Gondoliere necken, und warf ihm deshalb, als er eines Tages unter dem Balcon des Palastes hin fuhr, ein paar Hörner in die Gondel; der Gondoliere, die Anspielung merkend und aufgeweckt, wie es diese Klasse in der Regel ist, hob gelassen die Hörner auf und sagte, sie dem Patrizier hinhaltend: „Ei, ei, Excellenza haben sich, wie ich sehe, so eben gekämmt, denn hier sind einige Ihrer ausgefallenen Haare.“

© Gesell. „Aber das ist doch nicht recht, Meister, wie Ihr neulich dem Herrn Grafen den Mantel gemacht habt, so habt Ihr Euch vom Tuche 2 1/4 Elle zurückbehalten; das könnte ich nicht, da machte ich mir ein Gewissen daraus.“

Meister. „Dummkopf! ein Gewissen mache ich mir auch nicht daraus, sondern ein Paar Hosen.“

© Waisenhaus Suppe. In einem Waisenhaus bekamen die Kinder Mehlsuppe, in welcher fast immer Mehlwürmer mit gekocht waren. Der Inspector desselben ärgerte sich über diese unreine Birtschschaft und gab endlich dem Curatorium der Anstalt eine Vorstellug ein, welche mit den Worten schloß: „Gedenken Ew. Hochwohlgeboren jedoch, daß aus den Kindern mit der Zeit Nachtigallen werden sollen, so habe ich gegen diese Suppen nichts einzuwenden.“

© „Was ist für ein Unterschied zwischen einem Menschen und einem Kameele?“ wurde in einer Gesellschaft von einem Gelehrten gefragt. — Man rieth hin und her, und da keiner der Anwesenden das Rechte traf, sprach der Gelehrte: „So will ich es Ihnen sagen: das Kameel, wenn es zu viel belastet wird — bleibt liegen — der Mensch, wenn er zu viel belastet wird — steht auf.“

© „Wie, Sie wollen, daß wir die Juden emancipiren?“ sagte ein Lord, der ziemlich tief in Schulden steckte, zu einem Reformier. „Besser wäre es, wenn die Juden Einige von uns emancipirten.“

Charade.

Die erste und zweite Ehlbe ist ein Land im Meere, die zweite und erste Ehlbe ein Meer im Lande.

Charade.

Die Erste ist ein britisch Mägdelein,
Das letzte Paar ein Stübchen, dumpf und klein;
Biel Ganze findest Du in den Journalen,
Und braucht man sie nicht theuer zu bezahlen.

Auflösung des Logogrphyhs in No. 33:

M i s s w a c h s.

Auflösung des Räthfels in No. 33:

C h i n a.